Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: Heft 20

Artikel: Eduard Engel und die neuschweizerische Literatur

Autor: Frey, Arthur

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747909

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II. Jahrgang | 31. Mai 1908 | Heft 20

Abendstimmung.

Herbstabend ist's. Wir gehen still durchs Land.
Am Horizonte steigen Wolkenmassen
Gigantisch auf, mit lichtem Silberrand, —
Im Dunkel liegt die Stadt und ihre Gassen.

Hoch über unsern Häuptern türmt sich steil
Der Wolkenberg von unsern Lebensjahren —
Buntschillernd — da sie grelles Glück zum Teil
Und düstres Leid in seinem Schoß gebaren.

Das Tagwerk schweigt. Auch er gönnt mir kein Wort,
Nur seine Blicke scheinen ernst zu fragen:
„Weil wir verbündet sind, wirst du hinfort
Dich tapfer durch des Daseins Dämmrung schlagen?“

Nanny v. Escher.

Eduard Engel und die neuschweizerische Literatur.

Von **Arthur Frey**, Aarau.

In der Vorrede zu seiner jüngst erschienenen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts spricht Ed. Engel mit sichtlichem Schöpferstolz von den Kapiteln, in denen er unter anderm auch die schweizerische Literatur der Gegenwart behandelt hat. Es lohnt sich, diese Abschnitte einer besondern Untersuchung und Nachprüfung zu unterwerfen.

Der eigentlichen Besprechung unserer zeitgenössischen Dichter geht eine kurze Einleitung voraus. Wer sie zum ersten Male liest, der wird

zwar am einzelnen dies und das auszusetzen finden, am ganzen aber eine mächtige Schwellung seiner vaterländischen Gefühle erleben; denn so schönmalerisch ist Schweizer Art und Volkstum noch selten dargestellt worden, und solch uneingeschränktes Lob hat der schweizerischen Dichtung wohl noch selten jemand gezollt.

Aber leider hält schon auf dieser einleitenden Seite vieles der prüfenden Erwägung nicht stand, leider ist manches, was sich dem Leser mit dem Anschein wissenschaftlicher Zuverlässigkeit darbietet, flunkerndes Gerede. So der Abschnitt über den Einfluß unserer Volkssprache auf den dichterischen Ausdruck, wo es heißt: „Unbedenklicher als nördlich von den Alpen schöpft man selbst in den Städten der Schweiz aus der Mundart; es gibt keinen schweizerischen Dichter, dessen Alltagsprache nicht reine Mundart oder ein Gemisch aus Schrift- und Volksprache wäre. So abgeschliffen flach wie von zahllosen reichsdeutschen Dichtern, wird in der Schweiz kaum von einem einzigen Schriftsteller geschrieben. Sogar die Zeitungssprache ist in der Schweiz kerniger als die durchschnittliche Buchsprache im Reich. Manches, was in Deutschland geckenhaft gesuchte Neubildung, ist den Schweizern beinahe die Alltagsprache. Deutsche „Apokalyptiker“ bilden z. B. mühselig und gekünstelt „Herzab“ oder „Gotthin“, bei den Schweizern begegnen uns Formen wie „Haldan“ (die Halde hinan) als ein natürliches Gewächs. Daher denn auch die holde Überraschung des ungewöhnlichen und doch nicht gesuchten Ausdrucks, ohne den es keine große Dichtung, zumal keine bleibende Lyrik gibt.“

Das sind, Satz für Satz, Behauptungen auf gut Glück, ausgesprochen mit der Ernstesmiene der heiligsten Überzeugung, aber von ungefähr ins Ungefähre. Gänzlich orakelhaft ist mir der Ausspruch, man schöpfe selbst in den Städten der Schweiz unbedenklicher als nördlich von den Alpen aus der Mundart. Unsre Städtesprache ist doch, wiewohl besonders im Satzbau stark durch das Schriftdeutsche beeinflußt, ihrem lautlichen Wesen nach Mundart, vollkommene Mundart, und nicht etwa, wie Engel vermuten läßt, ein von mundartlichen Ausdrücken durchsetztes Schriftdeutsch. Der weitern Behauptung, es gebe keinen Schweizerdichter, dessen Alltagssprache nicht reine Mundart oder ein Gemisch aus Schrift- und Volkssprache wäre, stellt sich der Sprachgewaltigste unter den Lebenden gegenüber, Karl Spitteler, der selbst mit Landsleuten die heimatliche Mundart gänzlich vermeidet. Und das uneingeschränkte Lob endlich, das Engel unsrer Buch- und Zeitungssprache spendet, verrät zwar eine schweizerfreundliche Gesinnung, aber leider nicht ein an den Tatsachen gebildetes Urteil. Die Selbsterkenntnis gebietet uns ehrlich zu gestehen, daß unserer Alltagsschriftsprache gerade das fehlt, was ihr von Engel als besonderer Vorzug nachgerühmt wird: die aus der Mundart geschöpfte Ausdruckskraft und Erdfrische. Unser Schriftdeutsch ist nicht aus der Volkssprache

geschaffen, sondern aus dem Hochdeutschen angelernt, und wenige unter unsern Schriftstellern wagen es, ihre Dichterrede mit mundartlichen Wendungen zu durchwürzen. Wenn Engel Formen wie „haldan“ in schweizerischen Dichtungen als natürliches Gewächs empfindet, während er Ähnliches bei deutschen Schriftstellern als geckenhaft gesuchte Neubildung verpönt, so legt er damit nur eine mangelhafte Kenntnis des Schweizerdeutschen — oder Schwizerditsch, wie er es nennt, — an den Tag; denn „haldan“ ist nichts weniger als schweizerisch, sondern dem hochdeutschen „bergan“ nachgebildet. In unserer Mundart könnte die Form nur „haldauf“ heißen.

An und für sich wären diese Irrtümer verzeihlich; aber da Engel sie zur Kette aneinanderreiht, um irgend eine haltlose Behauptung damit zu festigen, ist ihre Berichtigung notwendig.

Über das von Engel zur schweizerischen Nationalhymne erhobene Kellersche Lied „O mein Heimatland“ gehe ich hinweg zum zweiten Kapitel.

Es handelt von Spitteler, Widmann und Zahn und ist betitelt „Die Führer“. Die Führer? Bei Spitteler und Widmann wirkt das Wort wie eine leise Ironie; denn ihr ganzes Wesen und Schaffen ist der Rolle eines Führers, eines Richtunggebers von Grund aus zuwider. Doch der Verfasser will die Bezeichnung wohl nicht wörtlich verstanden haben, sondern meint damit die hervorragendsten Häupter in der schweizerischen Dichterschar. Ob es sich in diesem Falle rechtfertigt, dem Erzähler Ernst Zahn einen Vorzugsplatz einzuräumen, während der Schöpfer des „Tino Moralt“ bei der Menge steht, das wäre noch der Überlegung wert. Ich muß es mir versagen, darauf einzutreten; denn ich möchte nicht um künstlerische Werte hier rechten, sondern meine Untersuchung auf das rein Sachliche beschränken. Aus diesem Grunde enthalte ich mich jedes weitern Wortes über die literarische Würdigung, die die drei Führer in diesem Kapitel erfahren und wende mich der Lyrik zu. Da treten die Literaturredensarten wieder in üppiger Fülle auf. Ein Musterbeispiel steht gleich am Eingang:

„Nachzutragen ist noch ein in Deutschland wenig bekannter Zeitgenosse Kellers, der Zürcher August Corrodi (1826—1885), der sich allerdings nie über eine anständige Mittelhöhe erhoben hat.“

Von den andern Dichtern dieser Gruppe erhält jeder ein billiges, unverfängliches Pauschallob und Raum für eine Gedichtprobe. So heißt es zum Beispiel von Arnold Ott, der merkwürdigerweise in der Hauptsache als Lyriker und nur nebenbei als Dramatiker beurteilt wird, er habe in seinem Gedichtband „vieles Gehaltvolle und Klangvolle“ dargeboten.

Im vierten Kapitel behandelt Engel die Erzähler und Dramatiker.

Da findet sich über J. C. Heer ein Wort, dessen Wiedergabe ich mir nicht versagen darf.

„Ein ernst zu nehmender Erzähler ist Gustav Heer aus Töß bei Winterthur, geboren 1859. Seine Romane „An heiligen Wassern“ und „Der König der Bernina“ mit ihrem spannenden und wertvollen Inhalt, ihrer sichern Menschengestaltung und der saftigen, hier und da schweizerischen Sprachfarbe, erinnern nicht bloß durch die Schauplätze an C. F. Meyers Novellen und Romane.“

„Nicht bloß“! — schade, daß uns Engel das dazu gehörige „sondern auch“ schuldig bleibt. Daß er aus dem Verfasser des „Joggeli“ einen Gustav macht, darf man ihm nicht verargen. Spitzfindigkeiten wie die Ermittlung des genauen Dichternamens überläßt er den Germanisten.

Einer der wenigen Abschnitte dieses Kapitels, der dem Leser etwas Nennenswertes und Zuverlässiges bietet, ist der dem Schwyzer Meinrad Lienert gewidmete. Nur heißt die Überschrift zu seinen Kindheitserinnerungen „Das war eine goldene (nicht prächtige!) Zeit“. Dagegen wird Fritz Martis Roman „Die Schule der Leidenschaft“ abgetan mit der auf jede bessere Erzählung anwendbaren Redensart „Ein Stück Menschenschilderung in edler Sprache“.

Daß unter den schweizerischen Erzählerinnen neben Lisa Wenger-Ruutz und Grete Auer auch die Bündnerin Sylvia Andrea lobende Erwähnung findet, während Erzähler wie Jakob Boßhardt und C. A. Bernoulli keines Wortes gewürdigt werden, ist vermutlich Zufallsfügung, nicht bewußte Absicht des Verfassers.

Und endlich die Dramatiker:

„Für das echte schweizerbürtige Drama“, meint Engel, „kommt eigentlich nur Otto von Greyerz aus Bern (geb. 1863) in Betracht, dieser aber sehr ernstlich. Mit staunenswerter Selbstverleugnung schreibt dieser hochbegabte, geistreiche Dramatiker in der kaum überall in der Schweiz völlig verstandenen Mundart seine schweizerischen Stücke, meist Lustspiele und Schwänke. Greyerz stellt in seiner Person eine ganze dramatische Volksliteratur dar. Für sein bestes Stück darf das Lustspiel „Der Napolitaner“ gelten, ein prächtiges Bild aus dem schweizerischen Familienleben der Gegenwart.“

Otto von Greyerz ist ein hervorragendes Talent, gewiß; aber eine solche Stellung in unserer Literatur, wie sie Engel ihm hier anweisen möchte, kommt ihm einstweilen noch nicht zu. Er hat Erfindungsgabe, Gestaltungskraft und eine bewunderungswürdige Fähigkeit, seine Mundart künstlerisch und treffsicher zu handhaben. Aber was er bis heute geschaffen hat, das sichert ihm nur unter seinen bernischen Landsleuten einen dauernden Platz. Sein Napolitaner wurzelt nicht „im schweizerischen Familienleben der Gegenwart“, sondern fest und ausschließlich in stadt-

bernischem Grunde, so daß das Stück außerhalb diesem Heimatgebiete als etwas Fremdes empfunden wird und für die dramatische Volksliteratur kaum in Betracht fällt. Erfreulicherweise zeigte der Dichter in seinem neuern Lustspiele „Knörri und Wunderli“ ein kräftiges Streben nach einer festern und breitern Grundlage in unserm Volksleben. Gelingt es ihm, auf dieser einen größern Stoff, eine weniger episodenhafte Handlung mit der gleichen künstlerischen Kraft zu bewältigen, wie die Vorwürfe seiner Lustspiele und Schwänke, dann allerdings dürfen wir von ihm für unsere dramatische Volksliteratur noch Bedeutendes erhoffen.

Was Engel an Lobseligkeit gegenüber Otto von Greyerz übers Maß geht, das sucht er anscheinend auszugleichen durch eine übelwollende Beurteilung Adolf Freys, den er unter die Dramatiker einreiht, um das Hauptaugenmerk des Lesers auf den allerdings anfechtbaren „Erni Winkelried“ zu richten, diesen mit der glatten Phrase, er sei „reicher an guter Gesinnung als an Poesie und wahrhaft dramatischem Zuge“, abzutun, im Vorbeigehen dem „Totentanz“ eine schwache Seite abzuspüren und den bedeutendsten Teil von Freys dichterischem Lebenswerk, die Gedichte, zu verschweigen. Ich sage mit Vorbedacht „verschweigen“; kennen muß er sie, denn am Ende des Abschnittes bringt er eines davon zum Abdruck.

Zuguterletzt erwähnt Engel auch unsere vaterländischen Festspiele: „Es gibt das Basler Festspiel, die Dornacher Schlachtfeier, das Schaffhauser Festspiel, die Zürcher Volksaufführungen des „Wilhelm Tell“. — Unter andern, Herr Professor, unter andern. Es gibt — um die stilvolle Wendung zu wiederholen — auch ein Schwyzer, ein Berner, ein Aargauer, ein Calvenfestspiel und andere mehr. Und die Zürcher Volksaufführungen des „Wilhelm Tell“ sind weder die einzigen noch die besten ihrer Art. Es sind ihnen die Tellspiele in Altdorf, Hochdorf, Brugg und anderswo vorausgegangen.

* * *

Damit komme ich zum Schlusse. Es bedeutet auf dem weiten Weg vom Anfang bis zum Ende dieses Buches nur eine kleine Strecke, was ich hier prüfend durchgangen habe. Ich möchte nach den Ergebnissen nicht ein Gesamturteil über das Werk fällen; den Abschnitt über neuschweizerische Literatur aber betrachte ich nach den erhaltenen Eindrücken als ein Stück Literaturgeschichte, das mit mangelhaftem Verantwortlichkeitsgefühl und geringem Respekt vor dem Ernst der Aufgabe geschaffen worden ist.